

(Nachdruck verboten.)

## 9) Das tägliche Brot.

Roman von C. Diebig.

Der Wirt, der noch die verschlafene Augen hatte — er schlief immer erst am Tage aus — füllte das kleine Gläschen, aber er händigte es ihr noch nicht ein; er lehnte sich vielmehr, auf einen Arm gestützt, über den Schentisch und musterte sie wohlgefällig. „Sie sind wohl das junge Mädchen drüben aus 'n Fränkram, ich habe det schonst jehört, det die Reschke ihre Nichte zu Besuch haben.“

„Ich bin nich die Nichte, nur 'ne Bekannte.“

„So so. Det konnte ich mir auch jar nich denken, daß Sie mank die Familie jehören! Fränkram —!“ Er rümpfte geringschätzig die rote, verschwellene Nase und zog die Schultern in die Höhe. „Jetzt schreiben se an: „Alle Sorten Bierel!“ Wahrhaft lachbar! Mit die abjestandne Lunke, die sie drüben verkaufen, möchte ich mer nich mal die Beene waschen. Na, wie is 's, Fräulein, werden Sie sich noch lang drüben aufhalten?“

Sie zuckte die Achseln. „Ich weiß nich.“

„Sie suchen wohl Stellung? Sm? Na, Fräulein, wie wär's mit 'ne kleine Herzstärkung, 'nen Wittren oder 'nen Süßen?“

„Süßen,“ sagte sie ganz verschämt und sah doch mit glänzenden Augen zu, wie er eine große Flasche mit leuchtend rubinrotem Inhalt entforckte und ihr ein Gläschen bis zum Rande füllte.

„Na prost!“

Sie nippte erst und dann schloß sie die Augen, stürzte das Ganze auf einen Zug hinunter und schüttelte sich vor Behagen — zuckerföh!

„Na, hat's jeschmeckt?“

Sie nickte nur strahlend.

Er machte ihr Komplimente über ihre roten Waden, ihre weißen Böhne, ihr blondes Haar; zum Schluß rüddte er mit dem Vorschlag heraus, sie solle bei ihm Mamsell werden. „Verheiratet bin ich nich, Strach mit der Frau brauchen Sie also nich zu fürchten, fuszig Taler Lohn is auch keen Pappenstiel, abjesehn von Trinkjelder. Un jute Behandlung“ — er maß sie mit einem langen Blick — „die kann ich Ihnen jarantieren.“

Er drängte sie förmlich zu einer Entscheidung; so umnebelt was sie aber doch nicht von dem einen Gläschen, sie sagte nicht ja und nicht nein. Alle Tage süßer Likör war schon verlockend, fünfzig Taler auch; aber die kriegte sie auch wo anders und — nein, die Stellung war nicht fein genug, sie konnte höhere Ansprüche machen. Schnell machte sie sich los.

Drüben war inzwischen Mine in den Laden gerufen worden. Sie hatte den ganzen Tag beim trübseligen Schein eines schwelenden Lämpchens in der Küche gewaschen; durch das lufenartige Fensterchen nach der Straße fiel nicht genug Licht. Allerhand traurige Gedanken waren ihr gekommen, als sie an den düsteren Wänden hinauf sah. Kein Himmel, keine Sonne. Nun arbeiteten die daheim auf freiem Feld — bekommen holte sie Atem — so heiß wie hier war's ihr dort in glühendsten Sonnenbrand nicht geworden. Keine Luft, keine Lust! Verzweifelt riß sie die Taille auf, streifte den Kleiderrock ab und wusch in Unterrock und Gembärmeln weiter.

Bornig krauste sich ihre Stirn, ihre Brust arbeitete erregt; wenn die zu Hause wühten, wie's ihr hier ging! Aber nein, die sollten nichts davon erfahren, da setzte sie nun ihren Stolz drein; nicht klagen! Sie biß die Zähne aufeinander, unterdrückte die Tränen und machte sich mit einer Art Wut von neuem über die Wäsche her.

„Die wird ja doch nicht weiß,“ hatte Bertha gesagt, die vorher einmal in die Küche geguckt. „Nach nur schnell fertig, was schindste der so?“

Die mußte weiß werden! Sie büddte sich tief über den Zuber und riech, daß ihre Muskeln anschwellen und die starken Arme blaurot wurden. Die Seifenfloden spritzten und flogen auf ihr Haar und zergingen da langsam. Wie eine Wohlthat

empfang sie das Naß an ihrer glühenden Stirn niederrieseln; bei der emsigen Arbeit wurde sie nach und nach ruhig.

Die stumme Grete kam zu ihr in die Küche geschlichen, stellte sich neben sie und starrte trüben Auges in den schmutzig und schmutziger sich färbenden Seifenschäum. Als Mine sie anredete, fuhr sie erschrocken zusammen; ihr kränkliches Gesicht färbte sich purpurn unter der aufflammenden Röte der Scham.

„Warste in de Schule?“ Mine dachte an ihre kleine Schwester Emma, als sie dann fragte: „Hastee ooch 'ne Puppe?“

Das Kind schüttelte verneinend den Kopf.

„Magste keene leiden?“

Grete schien ganz in sich zusammenzukriechen, schen sah sie sich um, dann stieß sie heraus: „Zwölf!“

„Was, zwölf Puppens?“

Die Kleine schüttelte wieder „Nein“ und wies mit dem Zeigefinger auf sich selber: „Zwölf Jahr!“

Aha, nun verstand Mine! Wichtig, die war ja schon zwölf, zu alt für Puppen! Freilich, die Emma zu Hause war erst achte, aber was war das für ein Mädchen gegen die hier! Von einer mitleidigen Regung ergriffen, strich sie dem Kind mit der feisigen Hand über die glanzlosen Haare.

„Du sollstest mal bei uns kommen, Grete, da wirste groß un did!“ Und von einer Sehnsucht ohnegleichen gepackt, erzählte sie dem stummen Mädchen von dem Vaterhaus mit dem Strohdach, drauf alle Frühjahr ein Storch nistete, von den Pantoffelblumen am Kammerfenster, dem Schweinekoben, den Hühnern auf dem Mist, von dem Dorf mit dem Entenpfuhl, von dem Kartoffelacker und dem Roggenfeld. Die dunklen Kellerwände wichen auseinander, sie sah weit über hellbeglänzte Fluren.

Grete hörte zu mit angehaltenem Atem und einem verwunderten Ausdruck in den matten Augen, die noch nie grünende Saat, noch nie ein wogendes Kornfeld gesehen hatten.

„In'n Tier — arten — is au schön,“ brachte sie mühsam näselnd heraus; die Gaumenlaute zu bilden war ihr nicht möglich.

Mine lächelte geringschätzig. „Aber derheeme, da sollstest fuden! Un en Butterkämmer“ — sie zeigte vier Finger — „so did! Zu ju, da hammers sehr gut!“

Grete drängte sich dicht an die Cousine. „Nimmste — mir — mit?“

„Zu ju, da essen mer Kuchen. Ikte lieber mit Mus oder mit Quark? Un de Pflaumen kosten nich, mer brauchen uns nur uzulesen, un, —“

„Mine, sollst man in'n Laden kommen,“ quäkte Ellis dünne Stimme. Die Küchentür aufreißend steckte sie den mit einem himmelblauen Seidenband umwundenen Haarschopf herein.

„'s is eene da, die Dir mieten will.“

Fort war die Heimat mit einem Schlag!

Aufgeregt riß sich Mine die nasse Schürze vom Leib und trocknete die aufgequollenen roten Arme; kaum, daß die von der Lauge aufgeweichten Hände das Kleid zuhaken konnten. Nicht einmal ein bißchen ordentlich konnte sie sich machen, Elli drängte:

„Nach, sonst jekt sel Dalli, dalli!“

So klappte sie denn in ihren nassen Pantinen in den Laden.

Frau Reschke stand in bescheidener Haltung, mit süßestem Lächeln, vor Frau Hauptmann von Saldern und pries mit devoter Stimme, aber unheimlicher Geläufigkeit, die Tugenden des Mädchens vom Lande.

„Inäd'je Frau, janz was for Ihnen. Stark wie en Däts und sanft wie en Engel. Un arbeitsam! Komm nur, komm“, ermutigte sie Mine, die an der Tür stehen geblieben war, „schenier Dir nich! Arbeit schänd't nich. Inäd'je Frau, da hat se sich gleich über de ganze Wäsche herjemacht; id sagte: „Mineken, laß man, es wird Dich zu vil!“ „Tante,“ sagt se, „ne, ne, id sehe schon, wo't fehlt. Daß mer nur, ohne Arbeit kann id nich leben!“ Uf meine Verantwortung, inäd'je Frau, da kriegen Se was Neelles, keene Runttreibern wie de andren alle. Zotte doch, was is das heutzutage 'ne Zucht mit die Mädchens!“

Die Frau Hauptmann, eine zarte, hochgeschlossene Blondine mit leicht vornübergeneigter schwacher Haltung, stand wie geknickt unter dem Redeschwall der Vermieterin. Nun hob sie die Vorknetete vor die mattblauen, müden Augen und betrachtete das Mädchen, das links, mit einwärts gesetzten Füßen, ohne den Blick zu erheben, mit zerzaustem Haar und in geringer Kleidung vor ihr stand.

„Ist sie denn auch reinlich? Versteht sie denn auch was?“ fragte sie ängstlich. „Peters sagte mir, sie wäre so gewandt.“

„An ob!“ Die Kessche lächelte siegesbewußt. „Um die is mer nich bange, die find't sich überall zurecht. Eene paar Tage, denn sollen Se mal sehen!“

„Wie ist es denn aber mit dem Kochen?“

Die Vermieterin räusperte sich. „Sotte doch, det sollte keen Hindernis nich sein. Auf 'n Lande wird ebent einfach gekocht, täglich Suppe un Fleisch un Gemüse un Kartoffeln; nur Sonntags was Extras: en Hühnchen oder 'ne Mehlspeise. Die feine Küche wie bei inäd'je Frau ein'n hochschafflichen Hause, die lernt aber so eene rasch.“

„Ich kann nich kochen“, sagte Mine ängstlich.

Die Lante warf ihr einen bitterbösen Blick zu. Aber ihre Stimme schmeichelte: „Sott, inäd'je Frau, da sehen Se's, wie bescheiden! Bescheiden sein is jut, id sage alle Tage zu meine Kinder: „Seid bescheiden, in euren Stand muß man bescheiden sind!“ Aber die Mine übertreibt det reine —“

In diesem Augenblick kam Berta. Das Schnapsfläschchen trug sie unter der weißen Schürze verborgen, die rosa Bluse, die sie am Nachmittag angelegt, um den Käuferinnen zu imponieren, sah zierlich auf der hübschen Gestalt. Ihre Wangen waren noch rosiger als sonst, sie war freudig erregt. Hatte doch, eben als sie die Destillation verlassend, die Kaufmannsfrau von der anderen Ecke sie angerufen, die behäbige Dame mit der goldenen Uhrkette und der durch einen hohen Schildpattkamm aufgestellten Flechtenkrone. Auch sie hatte gehört, daß drüben bei Kessche zwei Mädchen, frisch vom Lande, zugezogen seien. Sie forderte Berta auf, in den Laden zu treten, in dem Zuckerhüte und große Blocks Schokolade aufgestellt waren und auf einem Ständer an der Türe verschiedene hohe Gläser mit Bonbons in allen möglichen Farben und Formen lockten. Da hatte sie ihr den Vorschlag gemacht, am ersten Oktober mit sechzig Reichsthalern Lohn und dreißig Mark Weihnachtsgeld zu ihr zu ziehen. Es schwindelte Berta, aber sie bat sich Bedenkzeit aus; es war doch immerhin nur im Kaufmannsladen! Und sie sah lächelnd an sich herunter und zog den Gürtel mit der blanken Schnalle noch ein wenig fester um die Taille zusammen — mußte sie ein Mädchen sein, daß man sich so um sie riß!

Mit einer strahlenden Freundlichkeit glänzten ihre Augen die fremde Dame an, als sie sich jetzt im Keller geschmeidig durch die Obstkörbe an ihr vorbei wand

(Fortsetzung folgt.)

## Stadtreise.

Von Hans Aanrud.

I.

Jens Oppistuen war drei, vier Tage lang mürrisch und dreifach herumgegangen. Nicht, daß er eigentlich bissig war, aber er strich unruhig umher, brachte nichts vor sich und kam mit Sticheleien, so oft er den Mund aufst.

Aber Jensine, seine dreißigjährige, erwachsene Tochter, gab ihm nicht viel Gelegenheit dazu. Sie wußte so ungefähr, was das zu bedeuten hatte, und sagte nicht mehr als das notwendigste. Schließlich kam es soweit, daß sie ein paar Tage vollständig schweigend umeinander herumgingen.

Eines Morgens jedoch war er plötzlich wieder außerordentlich umgänglich. Er kam sogar heran und wollte ihr Wasser zutragen, während sie das Vieh im Stalle besorgte, und ließ ein paar Worte davon fallen, es sei gewiß recht beschwerlich für sie, das Wasser so weit herzuholen.

Sie richtete nur ihren großen, starken Körper in die Höhe und sagte, damit hätte es keine Gefahr, und außerdem brauchte sie ja nicht viele Eimer.

Nein, nein, aber er könnte ihr ja trotzdem zwischendurch mal einen Eimer zutragen — und er tat es. Als er fertig war, blieb er bei ihr stehen und schien darauf zu warten, daß sie etwas sagen sollte, und versuchte es mit diesem und jenem.

Sie antwortete, nicht unfreundlich, aber nur kurz ja und nein. Darauf warf er einen Blick in den Futterboden.

Ob sie genug Futter für diese Woche hätte, oder ob er noch mehr anfahren müßte?

Sie sah ihm ruhig gerade in die Augen und antwortete nicht gleich.

Rasch fügte er entschuldigend hinzu:

Ja, denn werde ich diese Woche wohl keine Zeit mehr dazu haben.

So, so! Ja, ich werde wohl auskommen.

Es klang so kurz und uninteressiert, und sie fuhr in ihrer Arbeit fort.

Er stand unsicher da und wartete, schien noch etwas sagen zu wollen, drehte sich dann plötzlich herum und ging aus dem Stall.

Sie konnte ihn rasend machen, — daß sie nie fragte!

Sie spähte hinter ihm her und sah, daß er erst auf den Boden ging, darauf ins Vorratshaus und schließlich in die Stube. Jetzt war es nicht mehr wie die Tage vorher, daß er aufs Geratewohl herumkief, er schien etwas Bestimmtes vorzuhaben.

Ach ja, sie wußte, es half alles nichts, aber er sollte jedenfalls selber damit kommen, sie wollte es ihm gewiß nicht erleichtern.

Als sie in die Stube kam, sah er ruhig auf der Bank und las in einem vierzehn Tage alten „Zuschauer“. Sie fing an, sich am Herd zu schaffen zu machen.

Er sah über die Zeitung und folgte ihr etne Weile mit dem Blicken.

Dann sagte er plötzlich:

Hast du nicht von Garn gesprochen, das du in die Stadt zum Färben gebracht haben wolltest?

Das ist längst hingeschickt.

Mit wem?

Mit Per Sletten, du weißt, er fährt jeden Monat hin.

Hm.

Eine Zeitlang herrschte Schweigen, dann las er halblaut in der Zeitung: Auktion. Dienstag, den 16. April, wird freiwillige Auktion auf dem Hofe Opdal gehalten —

Jetzt gibt Opdal den Hof weg, du.

So.

Nun ja, er ist alt genug.

Er las weiter:

Geliebene Säge und Fäshen müssen möglichst bald zurückgegeben werden. P. Opstad.

Jensine blickte über ihre Schulter. Jetzt würde es kommen. Er räusperte sich und sagte darauf:

Nein, es ist doch zu dumm, jetzt habe ich das Fäshen seit Weihnachten behalten.

Tatsache war es, daß Jens Oppistuen das Fäshen während der letzten vier Jahre gehabt hatte, und daß er mehr als eine Stadtreise gemacht hatte, um es zurückzugeben, aber er hatte es immer wieder von neuem geliehen; und es war auch nicht das erste Mal, daß Jensine ihn eine solche Anzeige als Vorwand hatte vorlesen hören. Sie sah jetzt auch über ihre Schulter weg, daß er die Zeitung zusammenlegte und sie in die Tasche steckte.

Ach, das ist wohl nicht so eilig.

Du kannst dir denken, daß er das Fäshen braucht, wenn er danach annonciert.

Mit sanfter Freundlichkeit erwiderte Jensine:

Da trifft es sich wirklich gut, daß der Peter Sletten Anfang nächster Woche herunterreisen will; ich werde ihm das Fäshen bringen.

Jens tat, als hätte er nichts gehört.

Und dann sollte ich auch die drei Kalbsfelle verkaufen, die noch dahängen.

Jensine antwortete nicht.

Und wenn ich reisen soll, muß es in dieser Woche sein, denn später habe ich keine Zeit.

Lange Pausen!

Und dann, wer weiß, wie lange sich die Schiltenbahn noch hält. —

Er sah zum Fenster hinaus:

Für die nächsten Tage bleibt es Frostwetter. —

Er kratzte sich hinterm Ohr.

Ach ja, es ist weiß Gott kein Vergnügen, sich jetzt auf der Landstrasse herumzutreiben — ich habe recht wenig Lust — jedenfalls will ich mir die Felle mal ansehen, ob es ihnen gut ist, wenn sie noch länger hängen.

Er stand auf und ging hinaus. Bald darauf kam er wieder herein und zog die Kalbsfelle hinter sich her. Er breitete sie aus, kniff hinein und bog sie:

Ich bin sicher, daß Obstad mir viertelhalb Mark fürs Stück gibt, wenn ich selber komme. Wenn ich sie schide, kriege ich nicht mehr als drei dafür.

Er warf einen Blick auf Jensine; sie war mit ihrer Arbeit beschäftigt und tat nicht dergleichen. Er schob die Unterlippe und stand lange Zeit da, wie als ob er überlegte:

Oh! hm! ich habe keine Zeit! Ja, und dann das Garn, das du endlich wiederhaben sollst; immer gibt's was zu tun. — Zum Teufel auch, daß es mit dem elenden Fäshen solche Eile haben soll, daß er in der Zeitung danach annonciert.

Er ging wieder hinaus, und Jensine hörte ihn oben herumstampfen. Nach einer Weile kam er wieder herein, das solide Behnliterfäshen unterm Arm

Hier ist es.

Er stand wieder eine Weile da und sah abwechselnd die Felle

(Nachdruck verboten.)

und das Fäßchen an. Sein Gesicht nahm einen ärgerlichen Ausdruck an, und dann sagte er plötzlich bestimmt:

Nein, ich sehe schon, es geht nicht anders. Ich muß wohl oder übel morgen früh reisen. Du mußt für Proviant sorgen, Jensefine.

Er machte so schnell, daß er hinaustam, daß Jensefine keine Zeit hatte, etwas zu erwidern.

Den Rest des Tages war er unglaublich lebhaft und munter, und hatte eine Menge zu tun. Er zog den Schlitten hervor und sah ihn genau nach, er kroch in den Keller hinunter und füllte einen Sack mit den größten und schönsten Kartoffeln, er stopfte Säcke voll Heu und legte das Fäßchen hübsch oben in den einen, und dann schnürte er alles mit ungewöhnlicher Sorgfalt auf dem Schlitten fest, und als es Abend wurde, nahm er das Geschirr mit hinein und schmierte die Riemen und befestigte die Schelle am Brustriemen, und bei alledem sprach er fortwährend zu Jensefine in übertrieben sanftem Tone.

Doch er bekam kaum ein Wort aus ihr heraus; sie packte ihm den Kragen wie gewöhnlich, aber kein einziges billiges Wort über diese Reise, nicht einmal, als er sie um den Zettel bat, womit er das Garn für sie in der Färberei einlösen wollte.

In der Nacht schlief er unruhig, weil er immerfort danach horchte, wieviel die Uhr schlug; er hatte Lust aufzustehen, als er es drei schlagen hörte, aber es war vielleicht besser, Jensefine noch nicht zu wecken, und so lag er eine ganze Stunde wach. Doch als es vier schlug, konnte er es nicht länger aushalten; er wollte jedenfalls aufstehen und Klaffen füttern.

Er stand auf, so leise er konnte, brannte die Laterne an und ging in den Stall, wo er sich lange zu tun machte. Als er wieder hereinkam, war Jensefine aufgestanden und hatte den Koffertessel übers Feuer gehängt.

Nein, bist du schon auf?

Ja, du willst doch fort.

Er versuchte es auf mancherlei Art, aber es war nicht möglich, sie zu veranlassen, von selber etwas zu sagen. Gerade, daß sie antwortete, freundlich, aber gleichgültig.

Zum Teufel mit dem Mädchen! Wäre sie noch zornig gewesen, so hätte er ihr's schon gesagt, daß er sein eigener Herr sei.

Er aß schweigend. Dann zog er den Ueberrock an, hing den Kragen über die Schulter und nahm die Peitsche vom Nagel. Ja, da wäre ich wohl so weit, daß ich anspannen kann.

Er stand eine Weile und wartete auf Antwort, dann ging er hinaus.

Als er gespannt hatte, kam sie heraus, um ihn abfahren zu sehen. Er stand mit den Fägeln in der Hand einen Augenblick unschlüssig da.

Du, Jensefine? Soll ich dir nicht ein seidenes Tuch mitbringen, wenn ich ein hübsches finde?

Es ist besser, du hast nicht zuviel, woran du zu denken hast. Du könntest vergessen — das Fäßchen abzuliefern.

Er brach in ein gezwungenes Lachen aus.

Nein, du bist gut, Jensefine. Darum reise ich doch!

## II.

Als Jens Oppistuen am nächsten Morgen in einem kleinen tapezierten Zimmer im Hause des Kaufmanns Opstad erwachte, ging es ihm anfangs ungefähr wie Jeppe im Bett des Barons. Er mußte sich ein paarmal die Augen reiben, ehe er darüber ins reine kam, wo er war.

Ja, richtig, er war in der Stadt — gestern nachmittag war er angekommen —! Aber es war doch sonderbar, wie dunkel er sich dessen nur erinnerte — und was für einen üblen Geschmack er im Munde hatte.

Er langte nach der Wasserflasche auf dem Tische neben ihm und trank in durstigen Zügen.

Nein, es war doch merkwürdig mit dem Gedächtnis — ja, das kam davon, wenn man an so vieles zu denken hatte.

Also, wie stand die Sache?

Gestern waren er und Klaffen wie gewöhnlich in den Hof eingefahren; er hatte den Hausknecht begrüßt und ein Zimmer angewiesen bekommen, und dann war er in den Laden gegangen, das Fäßchen unter dem einen, die drei Kalbsfelle unter dem anderen Arm. Der Herr selber hatte wie gewöhnlich auf seinem hohen Stuhl im Kontor geessen bei angelehnter Tür, das eine Auge auf seine Bücher, das andere in den Laden hinaus gerichtet. Und Jens war direkt zu ihm hineingegangen und hatte das Fäßchen abgeliefert und es ausstreichen lassen — Opstad hatte noch so heimtückisch gefragt, ob er es streichen sollte.

O ja, er verstand wohl, was Opstad meinte, aber damit war es diesmal nichts — noch dazu, wo er ihn so mit den Fellen geprellt hatte — nur einen halben Taler für das Stück und zwei Mark für einen Scheffel Kartoffeln! Und dann mischte er auch Wasser in den Branntwein — das hatte der frühere Hausknecht gesagt! Aber es war doch gut, daß man den Opstad hatte, er gab ja auch diesmal auf Borg, aber er erkundigte sich — er glaubte, Jens merkte es nicht — ob er noch ebenso viele Kühe habe wie früher.

Er richtete sich im Bett auf und fing an sich anzuziehen. Pfiu, ob ihm nicht auch der Kopf weh tat.

Ja, wie war es denn weitergegangen? Er hatte seine Ladung gestern abend reisefertig gemacht. Was war es doch gleich gewesen? Ja, ein Faß Hexinge, zwölf Pfund Kaffee, ein Zuder-

hut — ja, und hundert vierzölige Nägel — und was dann noch — ja, drei Pfund Weizenmehl und ein Saß Euseife — ja, und ein Pfund grüne Seife. Das war alles. Und dann war er zum Färber gegangen und hatte das Garn für Jensefine geholt, Tod und Teufel, jetzt fiel es ihm ein, er hatte das seidene Tuch für sie vergessen —; dann war er wieder im Kontor gewesen und hatte einen Schnaps getrunken, und dann war er in die Apotheke gegangen, um das Pulver zu holen, das Klaffen gegen den Husten haben sollte. Ja, richtig, dort hatte er Simon Hartstad getroffen, den er zu Madame Spenstad auf einen Dokter eingeladen hatte. Ja-ha, da sahen sie, bis er geleert war, und dann hatte Hartstad auch einen gegeben.

(Fortsetzung folgt.)

## Erkältung und Erkältungs-krankheiten.

Von Dr. W. Steininger.

Der Glaube an Erkältung ist über den ganzen Erdball verbreitet. Jeder einzelne hat darin seine besonderen Anschauungen und Erfahrungen, ist sozusagen Sachmann auf diesem Gebiete. Auch selbst in wissenschaftlichen Kreisen wogen die Anschauungen hin und her, und die einen sind Anhänger, die andern Gegner der Erkältungstheorie. Aber trotz dieser Meinungsverschiedenheit ist die Geschichte der Erkältung in ein neues Stadium eingetreten. Während man in früheren Zeiten fast bei allen Erkältungen der Erkältung eine wesentliche Rolle zuschrieb und nur Knochenbrüche und Verrentungen davon ausnahm, hat man heute das Feld der sogenannten Erkältungskrankheiten immer mehr eingeengt. Diese Wandlungen der Anschauungen wurden vornehmlich durch die Entwicklung eines neuen Zweiges der Medizin hervorgerufen, nämlich der Bakteriologie. Diese ebenso bedeutende als interessante Wissenschaft hat uns gelehrt, daß eine große Anzahl von Krankheiten der Menschen und Tiere durch kleinste Lebewesen, die man Bakterien nennt, hervorgerufen wird. So hat man die Erreger der Schwindsucht und Syphilis entdeckt und ebenso die Keime der Influenza und Lungenentzündung, zweier Krankheiten, von denen man früher annahm, daß sie nur durch Erkältung entstehen. Nicht bei allen Krankheiten ist es gelungen, die bakterielle Natur aufzudecken; dazu gehören auch die Erkältungskrankheiten, nämlich der Schnupfen, die Katarrhe des Rachens, der Luftröhre und ihrer Verzweigungen, ebenso die rheumatischen Affektionen. Doch zweifeln viele Forscher nicht daran, daß es später gelingen wird, die sie verursachenden Lebewesen zu entdecken. Aber auch im Publikum beginnt eine andere Erkenntnis über das Wesen der Erkältungskrankheiten sich Bahn zu brechen. Man fürchtet den Schnupfen längst als ansteckend und man hat auch nur zu oft Gelegenheit, sich von dieser Uebertragungsmöglichkeit zu überzeugen, indem in einer Familie ein Glied nach dem anderen an einem Schnupfen oder Luftröhrenkatarrh erkrankt. Nun aber erheben sich bei diesen Betrachtungen sofort wichtige Bedenken. Man fragt sich, sollten sich all die Laien und Aerzte bei so unzähligen Beobachtungen getäuscht haben und dies jahrhundertlang? Ist es nicht unzweifelhaft, daß bei Entstehung dieser Krankheiten Temperatureinflüsse eine Rolle spielen? Sehen wir nicht zur Zeit der ungünstigen Uebergänge massenhaft Erkältungsaffektionen auftreten? Also läßt sich trotz der modernen Anschauungen von der ansteckenden Natur dieser Leiden die Beteiligung der Witterungseinflüsse nicht leugnen, und selbst die überzeugtesten Bakteriologen haben heute die Anschauung, daß zur Ansteckung noch Hilfsmomente hinzukommen müssen, und zu diesen letzteren rechnet man auch die Erkältung.

So kann man Tieren, indem man ihre Körpertemperatur künstlich herabsetzt, Krankheiten einimpfen, gegen die sie sonst gefeit sind. Die Gründe, weswegen man nun Erkältung als Ursache von Krankheiten ansieht, sind folgende: Die Beobachtung, daß diese Krankheiten sich zu ungünstigen Jahreszeiten häufen, und daß der Norden dabei mehr beteiligt ist als der sonnige Süden. Ferner treten sehr oft nach Einwirkung von Nässe, Zug und Kälte sofort Schnupfen oder Husten auf. Freilich ist dabei zu bedenken, daß Erkältungsmöglichkeiten ebenso häufig sind wie Erkältungskrankheiten, und daß beide zufällig zusammenfallen können. Trifft es ein, ist es recht — trifft es nicht ein, wird es vergessen. Doch sucht der Mensch instinktiv nach einem Zusammenhange; denn von allen Witterungsfaktoren kommt warm und kalt am intensivsten und raschesten zum Bewußtsein. Also man neigt heutzutage immer mehr zu der Anschauung, daß die Erkältungskrankheiten durch kleine Lebewesen hervorgerufen werden und steht Kälte, Nässe und Witterungsunbilden als allerdings nicht unbedeutende Hilfsmomente an. Auch ist bekannt, daß Seefahrer, Nordpolreisende, Hochtouristen im Gebirge, trotzdem sie sich niedriger Temperatur, ungünstigem Wetter in hohem Grade aussetzen, im allgemeinen selten von Erkältungskrankheiten befallen werden, was seinen Grund in der reinen, keimfreieren Luft des Ozeans und Hochgebirges hat. Freilich kann man einwenden: das sind abgehärtete Menschen, auch tragen sie für zweckmäßige Ausrüstung, besonders der Kleidung, Sorge. Abhärtung und sachgemäße Bekleidung sind in der That zwei Hilfsmomente, mit denen wir die Erkältungskrankheiten teilweise verhüten und bekämpfen können. Eine geeignete Kleidung ist für Leute,

ble zu katarrhalischen Erkrankungen der Luftwege disponiert sind, besonders aber für die Rheumatiker von größter Wichtigkeit. Vor allem kommt in der kalten Jahreszeit bei der Kleidung die Fähigkeit, Wärme zu leiten, in Betracht. Je schlechtere Wärmeleiter die Kleider sind, um so langsamer geben sie die Körperwärme an die Luft ab, um so weniger Wärme entziehen sie dem Körper. Schlecht leiten besonders Wolle, Seide, Flanell, während Leinen ein besserer Leiter ist. Baumwolle steht in der Mitte. Ferner ist bei Stoffen ihre Dichtigkeit von Bedeutung. Luft ist ein schlechter Wärmeleiter; je lockerer ein Stoff ist, um so mehr Luft enthält er. Für die Praxis ergibt sich daraus, daß wir im Winter und in Uebergangszzeiten wollene, baumwollene, reihartige, lockere Unterkleider tragen sollen, während Leinen dem Sommer vorbehalten sein soll. Doch gibt es kein bestimmtes Kleidungsregime, so wenig es ein bestimmtes Abhärtungsschema gibt. Ueberall soll die Kunst des Individualisierens walten und Alter, Geschlecht, Beruf, Wohlfinden berücksichtigt werden. So wäre Frauen durchaus zu empfehlen, anstatt der vielen schweren Unterröcke geschlossene Reifrocken zu tragen, die viel mehr vor Erkältung schützen.

Die Lehre von der Erkältung aber ist eng verknüpft mit dem Begriff der Abhärtung. Man will dabei durch zielbewusste Maßnahmen den Menschen fähig machen, gewöhnliche und außergewöhnliche Kälteeinwirkungen zu ertragen, durch die nicht Abgehärtete wahrscheinlich krank würden. Das kann innerhalb gewisser Grenzen erreicht werden durch vorsichtige Anspannung der betreffenden Organe; im engeren Sinne ist dabei die Haut gemeint. Wir leben in der Zeit der Abhärtungsmanie. Täglich werden neue Anforderungen an die körperliche und geistige Leistungsfähigkeit des Menschen gestellt, die eine enorme Inanspruchnahme unserer Spontkraft, besonders des Nervensystems bedingen. Um diesen Einflüssen nicht zu unterliegen, macht sich der Mensch durch Abhärtung wehrhaft. Es ist aber leicht einzusehen, daß man einen groben Fehler macht, wenn man nur die Haut gegen Kälte und Bitterungseinflüsse abhärtet. Zur Abhärtung gehört alles, was unter korrekter hygienischer Lebensweise zu verstehen ist. Erzieht man das Herz durch mäßigen Sport, durch Meiden des Alkohols zu höherer Leistungsfähigkeit, so wird es auch bei schweren Krankheiten, sagen wir einer Lungenerkrankung, nicht so leicht erlahmen. Es darf nie Ziel sein, ein Organ zu stärken und das andere zu vernachlässigen. Unter dem Begriff der Abhärtung also gehört es auch, daß ein Mensch mit vorwiegend sitzender Lebensweise diesen anomalen Zustand durch Turnübungen auszugleichen sucht.

Die Erkältungskrankheiten gehören, wie wir gesehen haben, zum meist zu den Infektionskrankheiten; gegen diese können wir uns nicht absolut sicher schützen, wohl aber haben wir in Erhaltung und Erhöhung der normalen Widerstandskraft eine mächtige Gegenwehr; der Verlauf und die Stärke der Erkältungskrankheiten kann durch mäßige Abhärtung beeinflusst werden. Diese Abhärtung besteht vor allem in Gewöhnung an freie Luft, an jedes Wetter. Der gesunde Mensch soll sich durch Bitterungsübungen von einem Gang ins Freie nicht abhalten lassen. Sicherlich leisten auch Luftbäder, vorsichtige Wasserprozeduren Gutes. Lungenkranke, Blutarmer, Nervöse jedoch sollen derartiges ohne strikte ärztliche Erlaubnis nicht unternehmen. Eine der angenehmsten und besten Wasserprozeduren ist die kurze kühle Abreibung morgens oder abends und das Schwimmen, sei es im Freien oder in Bassins. Die Uebertreibung liegt hier in zu langer Dauer. Der Vorgang ist dabei folgender: Wird die Haut von Abkühlung getroffen, so teilt sie dies vermittelst der Hautnerven dem Gehirn mit. Die Nerven kann man sich dabei wie zahlreiche Drähte eines Telegraphennetzes denken. Das Gehirn ist der Zentralstation vergleichbar. Auf der gleichen Bahn gibt es die entsprechenden für diesen Fall nötigen Anweisungen an die Blutgefäße der Haut zurück. Hat also Kälte eingewirkt, so ziehen sich diese zusammen; dadurch wird weniger Wärme abgegeben, die Haut ist kühl und blaß. Umgekehrt ist es bei Hitze. Dadurch, daß man diesen Reiz öfter einwirken läßt, turnt man gewissermaßen die Hautblutgefäße; sie ziehen sich prompt und energisch zusammen. Uebertreibt man aber die Abhärtung, so werden die Gefäße überanstrengt und ermüdet; sie erschlaffen und antworten auf den Reiz nicht mehr, und das Gegenteil von dem, was man bezwecken wollte, tritt ein. Darin liegt die Gefahr des Wasserfanatismus.

Die Wärmeregulation, wie sie soeben beschrieben wurde, existiert in dieser prägnanten Form beim Säugling und Kleinen Kinder noch nicht. Außerdem ist die Oberfläche des Neugeborenen relativ größer als beim Erwachsenen. Auf 1000 Gramm Körpergewicht kommen beim Neugeborenen 810 qcm Hautfläche, beim Erwachsenen nur 300 qcm. Je größer die Oberfläche, um so rascher erfolgt die Wärmeabgabe. Außerdem haben die Kinder noch nicht gelernt, durch zweckmäßige Bewegungen die Wärmeverluste auszugleichen. Diese Faktoren zeigen zur Genüge, daß beim Säugling Kaltwasserprozeduren vollständig zu unterbleiben haben, und daß sie auch beim älteren Kinde nur äußerst vorsichtig angewendet werden dürfen. Vor energischen Maßnahmen in dieser Richtung ist vor dem 6. und 7. Lebensjahre abzusehen. — Kinder gedeihen wie Pflanzen am besten bei Wärme. — Natürlich darf ein Kind einmal daruf oder nach herumlaufen; es soll daran gewöhnt werden, sich auch bei ungünstiger Bitterung im Freien zu bewegen, es soll kühles Wasser ertragen können und noch

in der Schule das Schwimmen lernen. Aber all das soll nicht vom ersten Lebenstage beginnen, und gilt nur für das gesunde Kind. Bewußt gedeihen manche selbst bei spartanischen Wasserprozeduren prächtig. Der eine verträgt es, den andern bringt es um, aber ein Beweis, daß es für alle gut ist, ist das nicht. Der größte Teil der Kinder aber reagiert auf übertriebene Abhärtungsmaßnahmen mit Nervosität, Aufregungszuständen, unruhigem Schlaf, Appetitlosigkeit und oft mit großer Blutarmut, und die Krankheiten, welche man verhüten will, die katarrhalischen Erkrankungen der Luftwege, treten meistens noch häufiger auf. Das wissen die Ärzte längst. Ich will nicht mißverstanden werden: gesunde, kräftige Kinder sollen nicht verwehrt werden, aber der fanatische Abhärtungswahn ist ein Auswuchs an der Kinderpflege; wie überall beim Kinde sollte man hier die Kunst des Individualisierens wahren lassen.

## Kleines feuilleton.

### Technisches.

Elektrische Schneebeseitigung. Neulich war zu lesen, daß ein einziger Schneefall in London der dortigen Stadtverwaltung eine Ausgabe von über einer Million Mark verursachen würde. Ist diese Ziffer für einen einzigen Schneefall als ausnahmsweise hoch zu betrachten und nur durch die große Ausdehnung der Riesstadt zu erklären, so stellen die Kosten der Schneebeseitigung in Großstädten doch immer außerordentliche Ansprüche an den Stadtsäckel. Außerdem geht es dem Verkehr damit noch immer nicht schnell genug, da dieser, je größer er ist, desto mehr unter der allmählichen Verwandlung des Schnees in Wasser und Schlamm leidet. Die Verschleimung und Verbilligung der Schneebeseitigung ist also eine Frage von recht erheblicher Bedeutung. Aus beiden Gründen sind Versuche gemacht worden, die Abfuhr des Schnees durch seine Ableitung in der Form von Wasser zu ersetzen. Zu diesem Zweck muß der Schnee selbstverständlich zuvor geschmolzen werden, und man hat verschiedene darauf abzielende Verfahren ausprobiert, bei denen alle möglichen Brennstoffe benutzt wurden. Der Erfolg blieb aber bisher unbefriedigend. Jetzt soll auch in dieser Notlage der elektrische Strom als Rettungswengel erscheinen. Nach einem Bericht des Elektrotechnischen Anzeigers hat Dr. Heine in Berlin einen elektrischen Schneeschmelzapparat nach amerikanischen Vorbildern und unter Anhalt an die Muster der elektrischen Heizvorrichtungen geschaffen. In einer Großstadt mit elektrischem Straßenverkehr und elektrischer Beleuchtung ist der Strom immer zur Hand. Der geschmolzene Schnee wird dann sofort in die Kanalisation abgeleitet. Für jedes Kubikmeter Schnee soll diese Art der Beseitigung 80 Pf. bis 1,30 M. kosten, während sie bisher 3 M. erforderte. Danach würde in der Tat die Aufgabe in sehr befriedigendem Grade gelöst sein. Dr. Heine empfiehlt auch die etwaige Verwendung einer fahrbaren durch einen Benzinmotor angetriebenen Dynamomaschine, die das Verfahren von der Gelegenheit anderer Stromzuführung unabhängig machen würde.

Aus der Geschichte der künstlichen Kälte. Die Erzeugung hoher oder vielmehr, wie man richtiger sagen müßte, tiefer Kältegrade ist zu einer stetig wachsenden praktischen Bedeutung gelangt. Andererseits hat auch die Wissenschaft, die von jeher die Grundlagen für diese technischen Mittel geboten hat, von der Fortführung der Untersuchungen und Experimente auf diesem Gebiete den größten Vorteil zur Aufklärung besonders wichtiger und weitgreifender Fragen gezogen. Flüssige und feste Kohlenäure wie flüssiger Sauerstoff, die durch Erzeugung hoher Kältegrade gewonnen werden, sind schon seit einer stattlichen Reihe von Jahren zu Gegenständen des Handels geworden. Die Wissenschaft ist seitdem aber noch viel weiter gegangen. Als der Vater dieser Forschungen, also mittelbar auch der Kälteindustrie, ist eigentlich der alte Fahrenheit zu bezeichnen, der zum erstenmal eine Kältemischung von Schnee und Salmiak herstellte und zur Bestimmung eines festen Nullpunktes für sein Thermometer benutzte. Diese Mischung hat eine Temperatur, die 17 Grad unter dem Nullpunkt des hundertteiligen Thermometers liegt. Ihre Anwendung durch Fahrenheit erfolgte zuerst im Jahre 1714. Der erste weitere Fortschritt geschah durch den Holländer Van Rarum im Jahre 1778, der durch Verflüssigung des Ammoniak eine Temperatur von —40 Grad erzeugte und damit die wissenschaftliche Grundlage für die spätere Erzeugung des künstlichen Eises lieferte. Einen gewaltigen Sprung machte dann der berühmte Faraday im Jahre 1823, als er durch Verflüssigung des Chlors bis zu einer Temperatur von —102 Grad kam. Nun dauerte es lange, bis ein weiterer, zunächst nur spärlicher Fortschritt gemacht wurde, da zuerst 1877 der französische Physiker Cailletet durch flüssiges Methylen die Temperatur von —103 Grad schuf. Aber im selben Jahr noch gelang Prof. Pictet die Verflüssigung des Sauerstoffes und damit die Gewinnung einer Temperatur von —183 Grad. Dann folgten weitere große Entdeckungen durch die Verflüssigung und Verfestigung der Luft, die Verflüssigung und Verfestigung des Wasserstoffes (1898 durch James Dewar), der in fester Form —262 Grad hat, und endlich im letzten Jahr durch Onnes mit der Verflüssigung des Helium bei —269 Grad. Man ist damit nur noch 4 Grad vom absoluten Nullpunkt entfernt.